

Leseprobe aus:

Said Sayrafiezadeh
Kurze Berührung mit dem Feind



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSE



Saïd Sayrafiezadeh

**KURZE BERÜHRUNGEN
MIT DEM FEIND**

Storys

Aus dem amerikanischen Englisch
von Bettina Abarbanell

Hanser Berlin

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel *Brief Encounters with the Enemy*
bei The Dial Press in New York.

Die Übersetzung wurde mit Mitteln
des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24656-0

© 2013 Saïd Sayrafiezadeh

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C006701

Für Karen Mainenti und Steven Kuchuk

INHALT

Kartographie	9
Paranoia	25
Appetit	58
Angestellte	81
Kurze Berührung mit dem Feind	121
Verzauberung	142
Telefonisten	185
Sieg	217

KARTOGRAPHIE

In dem Winter, als die Busfahrer in den Streik traten, war ich dreiundzwanzig Jahre alt und wohnte in einem Viertel am Stadtrand, das immer mehr zum Ghetto wurde. Die Parks waren geschlossen worden, der Supermarkt auch, ebenso die Grundschule, und die Straßenbeleuchtung schien jeden Abend etwas dunkler zu werden. Der einfachste Weg herein oder hinaus führte durch einen Fußgängertunnel, doch den benutzte niemand mehr. Lieber nahm man den Umweg über den Hügel und die sechsspurige Verbindungsstraße. Es überraschte einen auch nicht mehr, wenn man morgens die Zeitung aufschlug und las, am Vortag sei es in dem Viertel erneut zu einem bedauerlichen Zwischenfall gekommen. Oft wurde ich mitten in der Nacht von Polizei- oder Feuerwehrensirenen aus meinen Träumen gerissen und einmal sogar von der Stimme eines Mannes direkt unter meinem Schlafzimmerfenster, der unterwürfig »Hier, bitte, nehmen Sie meine Brieftasche« sagte.

Im Herbst hatten sich die Dinge zum Schlechteren gewendet, weil mir in dem Designstudio, wo ich knapp vier Monate lang eine gute Stelle als Kartograph gehabt hatte, gekündigt worden war. Der Inhaber der Firma war ein rundlicher,

bärtiger, jovialer, belesener Mann namens Ned Frost mit großen weißen Zähnen und der Angewohnheit, sich beim Lachen kräftig die Hände zu reiben, als wollte er zwischen seinen Handflächen ein Feuer entfachen. Er trug Tweedjacketts, hatte Mundgeruch und hielt sich für einen Dichter. »Ich bin der bedeutendste Dichter dieses Bundesstaates«, hatte er einmal vor versammelter Mannschaft im Büro verkündet, ungeachtet der Tatsache, dass noch nie etwas von ihm veröffentlicht worden war. Als ich ihn kennenlernte, fand ich ihn sympathisch, unpräventiös, ja charmant. An meinem dritten Arbeitstag hatte er mich außer der Reihe zum Mittagessen eingeladen und ein paar Tage später zum Abendessen, um die »auf uns zukommende Arbeit« zu besprechen. Er schien vieles, was ich sagte, äußerst unterhaltsam zu finden, und ein paarmal lehnte er sich in seinem Stuhl zurück und rieb sich lachend die Hände. Sein Interesse an mir gab mir die Zuversicht, dass ich vielleicht doch jemand war, dem eine rosige Zukunft bevorstand. Doch kaum drei Wochen nachdem ich angefangen hatte, für ihn zu arbeiten, teilte er mir mit, ich sei in meinem tiefsten Inneren schwul, und wenn ich nur den Mut hätte, das zuzugeben, könnten wir beide ein Paar sein. Tagsüber verfasste er, anstatt seine Arbeit zu tun, lange, geschraubte Briefe an mich, die mit »Mein liebster Rex« begannen und Sätze enthielten wie »Und ja, ja, ich sah dich dort stehen, ja« oder »Da ist ein Sich-Hinneigen zur Wärme, eine Hinneigsamkeit, die nur die Blicke kennen«. Ich konnte ihn im angrenzenden Büro vor sich hin tippen hören und wusste, dass gleich der Drucker neben meinem Schreibtisch zu summen anfangen und fünf, sechs, sieben einzeilig gesetzte Seiten ausspucken würde. Etwa eine Stunde später kam er dann in mein Zimmer, lungerte, von ei-

nem Fuß auf den anderen tretend, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, wo er mit Münzen klimperte, neben meinem Schreibtisch herum und gab vor, er sehe sich Akten an, während er in Wirklichkeit bloß darauf wartete, dass ich ein Gespräch anfang.

Ich hatte von einer Teilzeitpraktikantin gehört, dass ich nur einer in der Reihe junger Männer sei, die Ned Frost eingestellt, umworben und, sobald sie ihn abwies, gefeuert hatte. Ich wollte den Job natürlich unbedingt behalten und bemühte mich daher nach Kräften, so zu tun, als sei alles völlig normal und einwandfrei. Meine einzige erkennbare Kompetenz war anscheinend die – von Ned Frost anerkannte – Fähigkeit, Landkarten zu entwerfen, und ich hätte mich selbst als schrecklichen Versager betrachtet, wenn ich diese einmalige Chance, in einen richtigen Beruf reinzurutschen, vermassetelte. »Du musst durch die Türen gehen, die dir geöffnet werden«, riet mein Vater mir oft. Manchmal fragte ich mich, ob ich mir Ned Frosts Annäherungsversuche nicht nur einbildete und die Natur seines Interesses an mir aufbauschte. »Vielleicht übertreibe ich ja«, redete ich mir selbst zu, und das half mir, ruhig und sogar zuversichtlich zu bleiben. Doch eines Nachmittags war alle Unklarheit endgültig beseitigt, als Ned Frost einen sechzehnseitigen Brief über den Film *E. T.* – insbesondere die Szene, in welcher der Außerirdische den kleinen Jungen mit seinem pulsierenden Finger berührt – folgendermaßen beendete: »Mein Schwanz fühlt sich voll an bei dem Gedanken an dich in meinem Herzen.«

Jetzt war Winter, und es war kalt, und die Busfahrer streikten. Und der Krieg würde kommen, das sagten alle. Wegen dieses

Zusammentreffens von Ereignissen brachte niemand dem Anliegen der Busfahrer viel Sympathie entgegen. Es wurde als ein egoistischer Akt der Sabotage betrachtet. Jeden Abend trat der Bürgermeister in den Nachrichten auf und erklärte, dies sei nicht die Zeit, nach seinem persönlichen Gewinn zu trachten. »Dies ist die Zeit, zusammenzuhalten«, sagte er. In Wirklichkeit waren es nur arme Leute, die auf den Bus angewiesen waren, und so hatten sie am meisten unter dem Streik zu leiden und mussten auf irgendwelchen anderen Wegen versuchen, zur Arbeit zu kommen, manchmal zu acht in einem Auto.

Der einzige mir bekannte arme Mensch, den der Streik nicht betraf, war mein Nachbar Frankie, ein fünfzigjähriger Mann, der mir gegenüber wohnte und seit einem Schlaganfall einige Jahre zuvor halbseitig gelähmt war. Stehen und laufen kostete ihn enorme Mühe, und so ging er nicht öfter als zweimal im Monat auf die Straße, einmal zur Bank und einmal zur Post. Auch das Sprechen fiel ihm schwer, und als die Nachricht vom Streik kam, stand er grinsend in seiner Tür und stotterte: »Mir doch ... mir doch ... scheißegal.« Für ihn war der Streik ein großer Gleichmacher, der alle behinderte, mich eingeschlossen.

Trotz seiner erbärmlichen körperlichen Verfassung war Frankie entspannt und umgänglich, ein Mann, der sein Schicksal anzunehmen gelernt hatte. Ich hätte mich wahrscheinlich erschossen, wenn ich wie er die Treppe hinunter kriechen müsste und für einen Weg, den ein zweijähriges Kind in dreißig Sekunden schafft, fünf Minuten brauchen würde, doch er beklagte sich nie. Er hatte Geschick darin entwickelt, alles selbst zu machen, meistens mit der rechten Hand, und lehnte jedes Hilfsangebot hartnäckig ab.

»Lass mich mal ran, Frankie«, sagte ich, wenn ich ihn mit einem Dosenöffner kämpfen sah, als wäre es ein lebendiger Fisch.

»Jetzt guck mal! Jetzt guck mal!«, sagte er dann stolz, und die Dose Bohnen sprang auf.

Lebenslanger Alkoholkonsum hatte zu seinem Schlaganfall geführt, und so konnte er nur sich selbst die Schuld zuschreiben. Dieser Gedanke schien ihm Kraft zu geben, und er wiederholte ihn oft und mit großer Inbrunst. »Ich!«, sagte er dann und schlug sich auf die Brust. »Ich!«

Als ich ein Jahr zuvor in die Wohnung eingezogen war und Frankie in einem schmutzigen weißen T-Shirt, stoppelig und zahnlos, auf seinen Stock gestützt im Flur hatte stehen sehen, war ich erschrocken und abgestoßen. Ich hielt ihn für pervers, für verkommen, die Art von Mann, die vor deinen Augen den Trenchcoat lüften würde. Eines Abends dann klopfte er an meine Tür, hielt mir ein paar zerknüllte Dollarscheine hin und fragte mich, ob ich ihm einen großen Gefallen tun und ihm drei Schachteln M&Ms kaufen würde. »Zwei ... Zwei ... Erdnuss. Und einmal normal.« Ich sagte ihm, ich hätte zu tun, und machte die Tür zu. Dann bekam ich ein schlechtes Gewissen, trat auf den Flur und sah ihn in Zeitlupe wegschlurfen. Ich nahm sein Geld doch, ging sechs Querstraßen weit zum Buy 'n' Save und besorgte ihm seine M&Ms. Von da an lud er mich manchmal zu sich ein, wenn er chinesisches Essen bestellt hatte. »Ich ... ich kann ... den ganzen Scheiß ... nicht allein essen«, sagte er dann. Zuerst nutzte ich seine Großzügigkeit zynisch aus, saß auf seinem Sofa, stopfte mich mit Chow Mein voll und dachte dabei die ganze Zeit, dass es kein schlechter Deal sei, mir für ein gutes Essen eine halbe Stun-

de lang sein Gestammel anzuhören. Doch nach einer Weile begann ich Gefallen an seiner Gesellschaft zu finden und freute mich darauf, von ihm eingeladen zu werden und mir Geschichten von seiner Zeit als kleiner Abteilungsleiter in einem Veteranenkrankenhaus anzuhören. »Ich hab da ... keinen Finger gekrümmt!«, rief er, und seine Schultern bebten vor Lachen. Irgendwann wurde mir nicht mehr schlecht davon, dass er mit den Fingern aß, sein Gebiss in einem Glas auf dem Tisch stehen hatte, sich die Nase mit einer alten Unterhose putzte und im Wohnzimmer stehend in einen Aluminiumkochtopf pisste, weil es zu schwierig für ihn war, jedes Mal ins Badezimmer zu gehen. »'tschuldigung«, sagte er und machte seinen Hosenstall auf. Wenn wir fertig gegessen hatten, saßen wir noch zusammen und guckten Basketball; er hatte Kabelfernsehen. Frankie behauptete, er sei auf der Highschool ein Spitzenbasketballer gewesen, was zu glauben mir ziemlich schwerfiel und was ich mir immer wieder nachzuprüfen schwor, ohne es je zu tun. »Die taugen alle nichts«, sagte er über die Spieler im Fernsehen.

Am Anfang dachten die Experten, der Streik würde nur ein paar Tage dauern, aber zwei Wochen später war er in vollem Gang und kein Ende in Sicht. Ein Nachbar hatte Erbarmen mit mir und fuhr mich zum Supermarkt, wo ich genug einkaufte, um eine fünfköpfige Familie zu versorgen, doch davon abgesehen, konnte ich mein Viertel nicht verlassen. Am Nachmittag lief ich durch die Gegend wie ein nach Sibirien verbannter Sträfling, dem die Aufseher keine weitere Beachtung schenken, weil das Gebiet ohnehin für jeden Fluchtversuch zu groß ist. Da war der verwaiste Spielplatz, dort das

Buy 'n' Save, da der Waschsalon mit dem ewigen Wärter, der reglos wie ein Bär im Zoo auf seinem Stuhl hockte. Der Wind peitschte über das flache Land. Abends saß ich herum und wartete darauf, dass Frankie an die Tür klopfen und mich fragen würde, ob ich überkommen wolle. Wenn das ausnahmsweise einmal nicht geschah, nahm ich eine Zucchini und eine Karotte aus dem Kühlschrank, schnitt sie klein, dünstete sie in der Pfanne, verteilte sie auf einem Pastabett und bestreute alles mit unmäßig viel Parmesan. Während des Essens kam ich nicht umhin, darüber nachzudenken, wie es wäre, wenn der Busstreik nie enden würde, und mir klarzumachen, dass dann auch der allgemeine Zustand meines Lebens so bleiben würde, wie er jetzt war.

Am Tag, nachdem Ned Frost mir den *E. T.*-Brief gegeben hatte, ging ich unangemeldet zu ihm ins Büro und sagte, ich wolle nie wieder solche Briefe bekommen, andernfalls würde ich ihn wegen sexueller Belästigung anzeigen. Es schien mir richtig, das so zu sagen. Er blickte kleinlaut von seinem Schreibtisch zu mir auf und schwieg. Er sah aufgebläht aus, als hätte jemand Luft in ein Hemd mit Schlips gepumpt.

»Da ist eine Wärme, die ich für dich empfinde«, sagte er poetisch.

Die Aussicht, in der Falle eines romantischen Zwiegesprächs mit ihm zu sitzen, machte mich nervös. »Ihre Wärme bedeutet mir nichts, Ned«, sagte ich.

»Und ich empfinde auch eine Wärme«, fuhr er fort, als hätte ich kein Wort gesagt, »o ja, die von *dir* ausgeht«, sagte er.

Ich schwieg.

»Würdest du leugnen«, fragte er mich plötzlich, »dass du je einen warmen Gedanken für mich hattest?« Seine Stimme

hatte einen vorwurfsvollen Ton. Ich sah streng auf ihn hinunter. Da brach er in Tränen aus. »Ich habe mich noch nie jemandem so nah gefühlt wie dir«, brachte er schließlich heraus.

Es fiel mir schwer, davon ungerührt zu bleiben; er tat mir leid, und ich fragte mich, ob ich unnötig grausam war. Aber ich musste hart bleiben – auch in seinem Interesse. »Betrachten Sie sich einfach als gewarnt«, sagte ich.

Am nächsten Tag, als ich gerade ein besonders kompliziertes Kleeblatt-Autobahnkreuz zu entwerfen versuchte, begann der Drucker neben mir zu surren. Dieses Mal war es nur eine Seite, und sie enthielt einen einzigen Satz: »Mit derart aufgewühltem Herzen kann ich keinen einzigen Tag mehr leben.« Eine Stunde später war ich gefeuert.

Da kein Basketball im Fernsehen kam, saßen Frankie und ich nur da und aßen Orangenhuhn, während er mich mit Geschichten über eine Exfreundin unterhielt, die er wahnsinnig geliebt, aber dann nicht geheiratet hatte, weil er es nicht schaffte, mit dem Trinken aufzuhören.

»Schwarz«, sagte er. »Sie war ... schwarz.« Er hielt inne. »Ich mag braune Haut.« Er zuckte mit den Schultern. Er konnte es nicht ändern. Wir zappten eine Weile herum. Ich hoffte die ganze Zeit, er würde den Spring-Break-Film mit den Mädchen im Badeanzug laufen lassen, aber immer wenn wir dort ankamen, sagte er nur: »Schwachsinn!« Wir sahen uns in den Lokalnachrichten einen Teil des Beitrags über den Streik an, in dem immer wieder dieselben drei Videoclips ausgestrahlt wurden: der Verkehrsminister in Anzug und Schlips, der ruhig seine ganz vernünftig klingende Sicht der Dinge darlegte; eine Gruppe Streikposten mit Mützen, Schals und Handschu-

hen, die auf einem leeren Parkplatz standen und wild skandierend ihre Schilder schwenkten; und schließlich im Rahmen einer Straßenumfrage ein Interview mit einem Soldaten, der gerade einberufen worden war und direkt in die Kamera blickend sagte: »Ich verstehe ja, dass Sie mehr Geld wollen, aber dies ist nicht der richtige Zeitpunkt.« Der Moderator, der seit fünfzig Jahren die Nachrichten in der Stadt sprach und dem Tode nah schien, sagte, die Verhandlungen des Tages seien »prekär« ausgegangen.

»Was heißt das?«, fragte ich Frankie.

»Was?«

»Prekär, was heißt das?«

Aber er war jetzt bei einem alten ausländischen Schwarzweißfilm gelandet. »Den kenne ich!«, rief er. »Den kenne ich!«

Ich hatte den Film noch nie gesehen, und da er nicht synchronisiert war, hatte ich keine Ahnung, worum es ging, und nicht genügend Interesse daran, es mir zusammenzureimen. Ich wartete die ganze Zeit darauf, dass Frankie umschalten würde, doch das tat er nicht, und so saß ich bloß schweigend da, solange der Film lief. Als er sich dem Ende zuneigte und die Hauptfigur schluchzend und betrunken auf allen vieren am Strand herumkroch, schniefte ich höhnisch und drehte mich zu Frankie um, der mit Tränen in den Augen auf den Bildschirm starrte.

»Das ... das hat er sich ... selbst zuzuschreiben. Sich selbst!« Dann stemmte er sich mit aller Kraft hoch, zog den Reißverschluss runter und griff sich seinen Topf. »'tschuldigung«, sagte er.

Am achtundzwanzigsten Tag des Streiks glaubte ich meine Gefangenschaft nicht länger ertragen zu können. Früh am Morgen machte ich mich mit einem kleinen Beutel Proviant auf den Weg, um so weit zu laufen, wie ich konnte. Ich ging schnell und ohne Zwischenfall durch den Tunnel und verließ das Viertel. Die Stadt war leider nicht für Fußgänger angelegt worden, und ich würde noch die eine oder andere Schnellstraße zu umgehen versuchen, in mancher Sackgasse wieder umkehren und lange Abschnitte ohne Bürgersteig zurücklegen müssen. Die Luft war kühl, aber der Himmel klar, und ich spürte, dass der Frühling nicht mehr fern war. Ich legte ein forsches, flottes Tempo vor. Nach einer Stunde jedoch begann meine Energie nachzulassen. Ich ging trotzdem weiter und versuchte den bohrenden Gedanken, dass ich irgendwann die ganze Strecke, Schritt für Schritt, wieder zurücklaufen musste, zu ignorieren. Ich kam an Parks, Wohnvierteln und Einkaufszentren vorbei, von denen ich viele nie zuvor gesehen hatte; ja, zum Teil hatte ich nicht einmal gewusst, dass sie existierten. Es waren zwar Menschen auf den Straßen, doch die Stadt wirkte verlassener als gewöhnlich. Nachdem man die Fabriken geschlossen hatte, waren alle, die es sich leisten konnten, weggezogen und hatten die Stadt mit leeren Stahlschornsteinen und der zweitältesten Bevölkerung des Landes zurückgelassen. Was machte ich noch hier? Ich war zu jung, um am Ende der Welt zu wohnen. Mehrere Autos kamen mir entgegen, und ich überlegte, den Daumen rauszuhalten und nach Hause zu trampeln, doch ich war mir nicht sicher, ob man das heute noch tat.

Ich ging den Boulevard entlang, der den Ostteil der Stadt vom Westteil trennte, und kam an dem Restaurant vorbei, in dem ich mal als Imbisskoch gearbeitet hatte. Es hatte noch

nicht geöffnet, aber die Fenster waren bereits von Küchendämpfen beschlagen. Draußen hing eine amerikanische Flagge, gleich neben einem Schild, auf dem für Steinofenpizza zum halben Preis geworben wurde, immer donnerstags. Ich erinnerte mich lebhaft an die furchtbaren Zwölf-Stunden-Schichten, das Bier als Belohnung am Ende des Abends, die hübschen Kellnerinnen, die schwarzen Köche, die crackabhängig geworden waren. Wenn wir etwas essen wollten, mussten wir dafür bezahlen, also kochte ich mir heimlich irgendwas und aß es auf der Toilette, hinter verschlossener Tür auf der Kloschüssel sitzend. Damals dachte ich, ich hätte auf diese Weise faire Verhältnisse geschaffen.

Zwei Stunden nach meinem Aufbruch merkte ich, dass ich mich verlaufen hatte. Ich wollte umkehren, aber der Weg war nicht so leicht wiederzufinden. Es gab vier Straßen, die mir mit ihren Kurven und Windungen entgegenkamen. Ich entschied mich für eine, folgte ihr zehn Minuten lang, bis ich feststellte, dass es die falsche war, und drehte um. Doch nun hatte ich vier weitere Straßen vor mir, die alle gleich aussahen und mir alle irgendwie bekannt vorkamen. Ich ging durch ein wohlhabendes Viertel mit vielen Bäumen und mit Briefkästen vorne am Bordstein, dann durch ein anderes, das ebenfalls sehr grün, aber nicht mehr ganz so wohlhabend war. Eine Weile lief ich an Eisenbahngleisen entlang. Die Sonne ging allmählich unter, und es wurde kälter. Meine Füße und Beine taten weh, und ich hätte mich gern hingesetzt, doch sich in einem solchen Moment hinzusetzen schien mir unverantwortlich. Neben mir waren Wälder, und dahinter konnte ich den Fluss ausmachen. Das war der eigentliche Boulevard der Stadt, auf dem etliche Jahrzehnte lang Kohle her- und Ware

forttransportiert worden war. Die ruhmreichen Jahre. Wenn ich lange genug wartete, würde ich wahrscheinlich ein Kanonenboot vorbeiziehen sehen.

Ich gelangte in ein Viertel, das völlig verlassen wirkte. Alles war grau und rottete vor sich hin, nirgends eine Spur von Leben. Ich setzte mich auf die Stufen eines zweistöckigen Backsteinhauses mit einem aluminiumverschalteten Anbau, und im selben Moment trat eine drahtige Frau auf ihre Veranda und musterte mich. Sie trug ein Nachthemd, das sie fest um sich zog. Ein alter Mann im Schlafanzug gesellte sich zu ihr. Ich holte meinen Proviant heraus und aß, während ich zusah, wie sie sich berieten.

»Da wohnt jetzt' keiner drin«, sagte die Frau.

»Das macht nichts«, antwortete ich.

Sie berieten sich wieder.

»He, Sie.«

»Ja?«

»Da is jetzt' keiner drin.«

»Ich hab's schon beim ersten Mal verstanden«, sagte ich.

Sie wirkten erschrocken. Der Mann trat einen Schritt vor, als würde er sich so etwas nicht gefallen lassen. Ich stand auf und streckte mich. Meine Füße fühlten sich geschwollen an. Ich ging weiter.

»He, Sie«, rief die Frau mir hinterher. »Is noch Streik?«

»Nein«, sagte ich, »der ist vorbei.«

»Was hat er gesagt?«

»He, Sie«, rief der Mann. »Wann ist der Streik vorbei?«

Inzwischen dämmerte es, und ich wusste nicht, was ich machen sollte. Ich bog links ab und dann noch einmal links. Lief

ich im Kreis? Ich dachte daran, dass die Köche im Restaurant jetzt mit ihrer Schicht begannen. Ein Wagen hielt neben mir. »Kann ich dich mitnehmen?«, fragte eine freundliche Stimme. Ich blickte ins Fenster und sah Ned Frots bärtiges Gesicht lächelnd zu mir hochschauen. »Wolltest du den ganzen Weg laufen?«, fragte er. Dann: »Du wolltest doch nicht *den ganzen Weg laufen!*«

Ein junger Mann, ungefähr in meinem Alter, saß auf dem Beifahrersitz.

»Doch«, sagte ich.

Ned wieherte. »Junge Beine.« Gab es da eine versteckte Botschaft? »Wir fahren in deine Richtung«, sagte er, »und wir haben noch zwei Plätze frei.«

Der junge Mann stieg aus, um mich hinten einsteigen zu lassen. Er war groß und dünn und trug einen Schlips, den er zu kurz gebunden hatte. Am Hals hatte er kleine Schnittwunden vom Rasieren.

»Hallo«, murmelte er.

Ned raste los. Ich staunte, wie viel Strecke ein Auto in kürzester Zeit machen konnte. Binnen zwei Minuten war ich wieder auf vertrautem Gelände. Ich versuchte zu hören, worüber die beiden sich vorne unterhielten, aber sie sprachen nicht viel und sehr leise. Ich überlegte, ob ich Ned bitten sollte, mich aussteigen und den Rest zu Fuß gehen zu lassen, doch meine Beine hingen wie Betonpfeiler an meinem Rumpf. Bald hatten wir die Wohnung des jungen Mannes erreicht. Sie wechselten ein paar Worte über die Arbeit des kommenden Tages, dann stieg der junge Mann aus, und ich setzte mich auf den Beifahrersitz. Wir sahen ihm nach, wie er zu seinem Wohnhaus ging, und warteten ab, bis er drinnen war. Ich fragte mich, ob

Ned Frost ihm auf den Arsch guckte. »Das wird nichts mit ihm«, sagte er aufrichtig enttäuscht, als er weiterfuhr. »Schade, aber er hat einfach nicht die Geduld dafür. Kartographie ist im Grunde eine Geduldsarbeit.«

»Das stimmt«, sagte ich.

Ned lachte herzlich, nahm die Hände vom Steuer und rieb die Handballen aneinander. Dann war er eine Weile still und grübelte. Er fuhr langsam. Schließlich sagte er: »Ich habe sogar schon darüber nachgedacht, dich anzurufen und zu fragen, ob du nicht wieder im Büro anfangen willst.« Er hielt an einer Ampel und sagte bedächtig: »Arbeit ist da. Du weißt, wie man die Arbeit macht. Die Arbeit ist das, was zählt.«

Ich fragte mich, ob er mir wieder Briefe schreiben würde, wenn ich auf sein Angebot einging; ob die Briefe den Job wert waren; ob er von mir erwartete, dass ich mit ihm schlief. Er sprach mit großem Enthusiasmus über all die anstehenden Projekte, und als wir vor meinem Wohnhaus hielten, hatte ich bereits eingewilligt. Ich würde in der folgenden Woche anfangen, und solange der Streik andauerte, würde Ned Frost mich morgens abholen und abends wieder nach Hause fahren. Er bot mir sogar ein höheres Gehalt an. »Geld ist da. Das Geld ist das, was zählt.«

Vor meinem Hauseingang stiegen wir aus, und Ned öffnete den Kofferraum. Er nahm ein paar Prospekte heraus. »Deine Karten«, sagte er.

Ich betrachtete sie im matten Laternenlicht. Sie waren für verschiedene Dinge, eine Kunstaussstellung, ein Geschäftsviertel, ein Stadtteilzentrum. Ich strich mit der Hand über die glänzenden Einbände und blätterte darin, bis ich bunt gedruckte Zeugnisse meiner Arbeit fand.

»Schön, was?«, sagte er.

»Ja«, sagte ich. Ich gab sie ihm wieder.

»Nein, nimm du sie, Rex«, sagte Ned. »Behalt sie. Sie gehören dir.«

»Danke«, sagte ich und steckte sie in meine Tasche.

»Bis Montag.«

»Bis Montag«, sagte ich.

Wir gaben uns die Hand, und dann packte ich Ned Frost am Jackett und schubste ihn. Nicht heftig, aber doch so, dass er erschrak und rückwärts stolperte. Eine kleine Pause entstand, als er nach Luft schnappte und sein Gleichgewicht zu finden versuchte, und dann packte ich ihn erneut am Jackett, nur zog ich diesmal daran. Dafür, dass er so viel Übergewicht hatte, war er überraschend leicht, als wäre er aus Luft, und es kann sogar sein, dass seine Füße sich kurz vom Boden abhoben. Sein bärtiges Gesicht war Millimeter von meinem entfernt, und ich konnte seinen Atem riechen. Ich zerrte ihn hin und her, als würde ich aus Spaß ein Boot schaukeln, und als ich ihn losließ, taumelte er und fiel grunzend zu Boden. Ein kleines Notizbuch und ein Stift rutschten ihm aus der Tasche und landeten auf der leeren Straße. Das machte mich traurig, und ich ging hin, hob beides auf und gab es ihm zurück.

»Bitte sehr«, sagte ich.

Er war jetzt auf allen vieren und atmete schwer, weißer Atem kam ihm in Stößen aus Mund und Nase. Ich legte das Notizbuch und den Stift neben ihn und wartete, bis er sich aufgerappelt hatte. Er wischte sich den Dreck von der Hose. Sein Tweedjackett war unter dem Arm eingerissen, und ich fragte mich, ob er es bemerken würde, bevor er es das nächste Mal trug, oder ob ihn bei der Arbeit jemand darauf aufmerk-

sam machen würde. Er bückte sich, um seinen Stift und sein Notizbuch aufzuheben, und steckte sie wieder ein. Als er sich ausreichend orientiert hatte, stieg er, ohne mich anzusehen, in den Wagen. Ich beobachtete, wie er noch eine Weile dort saß und sich sammelte, dann fuhr er die Straße hinunter.

Später, als Frankie und ich Pizza aßen, wurde das Basketballspiel von einer Sonderausgabe der Lokalnachrichten unterbrochen, weil der Busstreik beendet war. Der Oberste Gerichtshof hatte den Busfahrern befohlen, ihre Arbeit unverzüglich wiederaufzunehmen, Vertrag hin oder her. Der Bürgermeister sagte, er empfinde große Erleichterung darüber, dass die Stadt nun endlich wieder auf die Beine kommen würde.

»Die Fahrer«, sagte Frankie, »die Fahrer ... wurden ... verarscht.«

Dann ging es mit dem Basketballspiel weiter.

Am Montag fuhren die Busse wie gewohnt. Ich wachte früh von dem Geräusch eines Dieselmotors direkt unter meinem Fenster auf. Ich zog mich an und ging hinunter, um es selbst zu sehen. Fünfzehn Minuten später kam tatsächlich ein Bus um die Ecke gerollt, hielt an und öffnete seine Türen für mich. »Diese Fahrt geht auf uns«, stand auf einem an den Fahrkartenautomaten geklebten Schild. Der Fahrer sah aus, als hätte er das Schild selbst um den Hals hängen. Der Bus war voll mit Leuten, die zur Arbeit wollten. Ich fand einen Platz ganz hinten und sah aus dem Fenster, als er am Spielplatz und am Waschsalon und am Buy 'n' Save vorbeifuhr. Wir bogen rechts ab, hielten an, um noch ein paar Leute einsteigen zu lassen, und fädelten uns dann auf die große Verbindungsstraße ein. Ich hatte zwar kein Ziel, aber einen Moment lang fühlte es sich so an, als wäre ich frei.

PARANOIA

Als der April kam, wurde es allmählich warm, und alle sagten, der Krieg gehe garantiert bald los, niemand könne das mehr verhindern. Die Diplomaten flogen nach Hause, die Fahnen wurden gehisst, die Einberufungen standen kurz bevor. Wenn ich über die Brücke ging, sah ich manchmal in Richtung Westen oder Süden Güterzüge vorbeirumpeln, die mit Panzern oder Jeeps beladen waren, einmal sogar mit den Tragflächen eines Flugzeugs. Eine Grenze war überschritten, irgendetwas Unwiderrufliches gesagt oder getan worden, von unserer Seite oder von der des Feindes, und nun gab es kein Zurück mehr. Ich hatte die Lage nicht so genau verfolgt und deshalb nicht mitbekommen, wann genau das Blatt sich gewendet hatte. Doch da alle sagten, der Krieg würde bald losgehen und niemand könne mehr etwas dagegen tun, sagte ich es auch.